Die Lohengrinsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Professor **Dr. J. Nover**
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.

L831n

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
CLASS 830.17
BOOK L831n

Digitized by Google

Die Lohengrinſage
und ihre poetiſche Geſtaltung.

Von

Profeſſor **Dr. J. Nover**
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehal

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

830.17
L831n

„Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art".

So läßt bekanntlich Richard Wagner in seiner Oper „Lohengrin" seinen Helden zu Elsa sprechen und legt ihr damit die schwere Prüfung auf, nie nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen. Wie mächtig aber der Trieb in dem Menschen trotz aller Warnungen einerseits und trotz gegebener Versprechungen andererseits wirkt, hinter das Geheimniß zu kommen, und koste es auch unser Glück, ja selbst das Leben, davon handeln viele rührende Sagen und Märchen; ja der Drang nach verbotener Erkenntniß des Räthselhaften und Geheimnißvollen reicht selbst in die sinnige Allegorie vom Sündenfalle des ersten Menschenpaares im Paradiese zurück. Ganz besonders erschütternd, wenn auch in der Lösung räthselhaft und geheimnißvoll hat uns das Schiller in seinem Gedichte: „Das verschleierte Bild zu Saïs" und dessen tragische Bestrafung veranschaulicht. Hier liegt der Schwerpunkt bei der Deutung des mysteriösen Sinnes ohne Zweifel auf der Antwort des befragten unglücklichen Jünglings: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld: sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein." Also das Uebertreten eines Gesetzes oder Verbots kann den Menschen nur etwas Trauriges, etwas Niederschmetterndes erblicken lassen.

441319

Digitized by Google

Fragen wir uns aber nun, was der seiner Lebenslust beraubte und einem frühen Grabe entgegensiechende Jüngling hinter dem vorwitzig und frevelhaft gelüfteten Vorhang der Erkenntniß geschaut haben mag, so läßt uns der Dichter selbst im Dunkeln und giebt damit unserer Phantasie zu rathen auf. Es mag wohl das Bild seiner eigenen bevorstehenden, von ihm nicht so rasch vermutheten Auflösung inmitten eines schuldbefleckten Lebens gewesen sein, das ihn unvorbereitet und eben im Bewußtsein der begangenen Sünde so vernichtend traf.

Doch dies Beispiel erschöpft nicht völlig das Wesen unserer Frage; es zeigt uns wohl die Tragik der Folgen sträflicher Neugier, aber nicht den Grund der Umschleierung eines Geheimnisses für den Sterblichen. Ohne Zweifel liegt der Kernpunkt in der wehmüthigen Thatsache, daß, wenn sich, wie dies Motiv in der Sagenbildung sehr beliebt ist, ein göttliches Wesen zu einem sterblichen herabwagt, oder gar eine dauernde Verbindung mit ihm eingeht, seine Eigenart für den Menschen ein Geheimniß bleiben muß, sofern Glück und Segen aus einer solchen Vereinigung ersprießen sollen; muß oder soll sich die Gottheit offenbaren, „erkennst du ihn" sagt Lohengrin, „dann muß er von dir ziehn". Es scheint, daß der unvollkommene Mensch den Glanz und die Hoheit göttlicher Majestät nicht verstehen, würdigen, ja ertragen kann. Als in dem sinnigen griechischen Mythus Jupiter der geliebten Semele auf ihr ungestümes Drängen, sich ihr doch einmal in seiner ganzen und vollen Wesenheit zu offenbaren, nachgiebt und ihr unter Blitz und Donner erscheint, versengt er und zerschmettert er sie, die als schwache Sterbliche seine Gottheit nicht verträgt.

Den Zug aber, daß unbefugte Neugier den Segen und das Glück, welches göttliche oder dämonische Wesen in stillem Schaffen den Menschen bereiten, zerstört, finden wir in unzähligen deutschen Sagen von Elfen und Nixen veranschaulicht, sei

Digitized by Google

es nun, daß hülfreiche Wichtelmännchen und wohlthätige Heinzelmännchen heimlich arbeiten, aber nicht beobachtet oder gar durch Schabernack gestört sein wollen, oder sei es, daß Vertreter der Geisterwelt sich mit Sterblichen in Liebe vereinen. Im letzteren Falle geschieht es immer unter Geheimhaltung ihrer Wesenheit, mit dem Verbote, nach ihrer Eigenart zu forschen; wird dies übertreten, verschwinden sie, und mit ihnen Glück und Segen, die sie gebracht. Wir erinnern hier nur an das bekannte deutsche Volksmärchen von der schönen Melusine. Umgekehrt, von der Verbindung eines göttlichen Wesens mit einem menschlichen haben wir diese Vorstellung schon in dem reizenden antiken Märchen von Amor und Psyche illustrirt, und nicht anders ist es in der Lohengrin-Sage. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wir es in dieser ursprünglich mit einem göttlichen Lichtheiden zu thun haben, den — und dies ist wiederum ein tragischer Zug — bei all' seiner Erhabenheit, die Sehnsucht nach irdischem Liebesgenuß treibt, sich mit einer Sterblichen zu verbinden; es giebt demnach selbst im Himmel kein vollkommenes Glück.

Diese Auffassung enthält nicht nur darum eine Art von Trost, die uns mit unserer menschlichen Unzulänglichkeit aussöhnen kann, weil sich selbst ein Gott nach irdischem Glücke sehnt, sondern sie erfüllt uns zugleich mit einem ausgleichenden Mitleid für das wahrhaft menschliche Leiden, das selbst ein göttliches Wesen empfindet, wenn sein gefühlvolles Herz von Wehmuth und Trennungsschmerz zerrissen wird beim Scheiden von einem genossenen, in der Gemeinschaft mit einem irdischen Geschöpfe liegenden Liebesglück. Ja, es erinnert in letzter Hinsicht an die zum Heile der Menschheit am Kreuze ausgestandenen Qualen eines Heilands, nur mit dem Unterschied, daß in der Sage mit dem Scheiden des beglückenden Wesens auch der von ihm gespendete Segen aufhört.

(891)

Digitized by Google

Eine andere Seite, die diese Sagen von der Tragik einer ungleichartigen Verbindung eines göttlichen Wesens mit einem menschlichen darbieten, daß sie nämlich in den Augen der christlichen Geistlichkeit für sündhaft und verdammungswürdig erscheint, weil jene dämonischen Vertreter der Geisterwelt für heidnisch und teuflisch gelten, wollen wir nicht weiter verfolgen. Sie tritt uns in so manchen Elfen- und Nixensagen, vornehmlich aber in der Tannhäusersage, entgegen; für unser heutiges Thema kommt es uns nur darauf an, die beiden Momente zu beleuchten, daß ein göttliches Wesen in der Verbindung mit einem menschlichen irdische Liebe zu genießen hofft, seine Eigenart aber darum in den Schleier des Geheimnisses hüllt, einmal weil die menschliche Natur unfähig erscheint, göttliche Wesenheit vollauf zu verstehen, zu würdigen und zu ertragen, und weil mit der Enthüllung und Offenbarung der göttlichen Natur zugleich die Lösung ihrer Verbindung mit einem irdischen Geschöpfe erfolgen muß. Außerdem enthält die dem Menschen auferlegte Verpflichtung der Wahrung eines Geheimnisses, beziehungsweise das Verbot, in die Entdeckung des Namens und der Herkunft des göttlichen Wesens zu dringen, einen Prüfstein für das Vertrauen und die Standhaftigkeit des durch den göttlichen Glauben beglückten Menschen.

Eigenthümlich ist ja immer für die Lohengrin-Sage das Moment des Schweigens, das als eine Pflicht und eine Tugend erscheint, während dasselbe Moment in der Parcival-Sage, als deren Fortsetzung zuerst in der Dichtung Wolframs v. Eschenbach am Schlusse die Perspektive auf das Schicksal seines Sohnes und Nachfolgers Lohengrin uns begegnet, daß gerade im Parcival also das Schweigen des Helden beim Anblick des siechen Amfortas und der Wundererscheinung des Grals als ein Verschulden aufgefaßt wird, wodurch er sich anfangs sein Heil verscherzt. Ja, wir finden sogar die Ansicht vertreten,

Digitized by Google

daß eben zur Strafe für die damals unterlassene theilnehmende Frage nach des Amfortas' Leiden den Nachfolgern in der Hut des Grals die Verpflichtung auferlegt worden sei, bezüglich ihres Namens und ihrer Herkunft den andern Menschen gegenüber Schweigen zu beobachten. Diese Auffassung will uns wenig einleuchten, ist auch zum richtigen Verständniß der Lohengrin-Sage keineswegs nothwendig.

Jene Andeutung oder skizzenhafte Perspektive am Schlusse der Parcival-Dichtung von Wolfram v. Eschenbach hat aber eine andere, ziemlich weitschweifige und ungeschickte Behandlung der Lohengrin-Sage veranlaßt, die man, wiewohl mit Unrecht, dem Verfasser des Parcival zugeschrieben hat. Die Erzählung der Schicksale Lohengrins erscheint darin zusammengeschweißt mit der Schilderung des Sängerkriegs auf der Wartburg und wird dem Sänger Wolfram v. Eschenbach geradezu in den Mund gelegt; doch sie ähnelt weder im Stil noch im Ausdruck der pathetischen und dunkeln Diktion des Dichters des Parcival und steht an poetischem Gehalt weit unter der Werthschätzung jenes gewaltigen und tiefsinnigen Genius.

Ehe wir auf den Inhalt dieses ziemlich unbedeutenden Machwerks, sowie einer andern fast gleichzeitigen mittelalterlichen Dichtung Konrads v. Würzburg, betitelt: „Der Schwanenritter", näher eingehen, sei es uns vergönnt, den muthmaßlichen Ursprung dieser rührenden Sage nachzuweisen, die Dichtern und Komponisten so wirksamen Stoff zur weiteren Ausgestaltung und Vertiefung geliefert.

Wie unsere bedeutendsten Germanisten und Sagenforscher mit richtigem Spürsinn erkannt, führt die Entstehung unseres Mythus auf ein graues Alterthum zurück. Schon Jakob Grimm wies auf einen uralten Mythus der Angeln hin, die ursprünglich in Schleswig-Holstein ansässig waren, and der dort schon im fünften Jahrhundert heimisch war. Er wird mit dem Beginn des

Digitized by Google

dortigen Königthums und den Anfängen der Kultur im Angelnvolke zusammengebracht, die sich an die wundersame Ankunft eines geheimnißvollen Fremdlings anschließen. In einem steuerlosen Schiffe landete einst, so erzählt die Sage, auf einer Garbe schlafend, ein nacktes Knäblein, das von den Küstenbewohnern wie ein Wunder aufgenommen und sorgfältig erzogen ward. Man gab ihm nach dem Getreidebündel (anglisch skeaf), auf dem es ruhend angefahren kam, den Namen Skeaf, und es wuchs zu hohen Ehren heran. Ja, Skeaf zeichnete sich später so durch Tapferkeit und Klugheit aus, daß er zum König der Angeln erkoren ward. Als er nach einer ruhmvollen Regierung aus dem Leben schied, ward seinen letzten Worten gemäß sein Leichnam unter allgemeiner Trauer von seinen Mannen ans Meeresgestade getragen, wo seiner schon ein Schiff harrte. Darauf ward der Held mit Waffen und Kleinodien gebettet und trieb auf den Wogen hinaus in eine weite unbekannte Ferne. Niemand wußte, woher er kam und wohin er entschwand. Von ihm entstammte ein edles Königsgeschlecht. Allgemein aber war der Glaube verbreitet, daß es der Herrscher des Himmels selbst gewesen, der in Menschengestalt zu seinem Volke herabgestiegen sei, um ihm Segen und Glück, Kultur und gesicherten Besitz zu gewähren.

Man wäre hier fast versucht, an den ausgesetzten Moses oder an das nackte Kindlein in der Krippe zu denken, dem die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande ihre Verehrung bezeugten und von dem das Glück nnd Heil der Welt ausging.

Wir finden diesen Mythus nicht nur bei den Angeln heimisch, sondern auch bei fast allen Küstenbewohnern des hohen Nordens verbreitet. Bei den Friesen erzählt die Sage, daß der Himmelsgott Tivaz, d. h. der Leuchtende, als schwanengleicher Fremdling einst aus geheimnißvoller Ferne von seinem himmlischen Wolkensee herabsteigend, ans Gestade trieb und

Digitized by Google

nach kurzem, segensreichen Walten unter den Menschen ebenso räthselhaft wieder entschwand. So lesen wir im angelsächsischen Liede „Beowulf", daß mit „schaumigem Halse, einem Vogel gleich," ein Schiff die See durchschnitt, um den mythischen Ahnherrn des Königsgeschlechts der Skyldinge, Skyld, den Sohn Skeafs, der einst als Knabe auf einem Schiffe ans Gestade getrieben war, wieder aufzunehmen und ihn ebenso geheimnißvoll auf den Wogen in eine unbekannte Ferne zu führen, wie er gekommen. Der Schwan, der hier noch nicht selbstthätig auftaucht, sondern nur als Beiwort bald dem Gotte selbst, bald dem Schiffe beigelegt wird, war ohne Zweifel ursprünglich ein Sinnbild der Wolken, die schwanengleich am Himmel ziehen. Wohl denkbar, daß die geschäftige Phantasie der Küstenbewohner den auf einer Schwanenwolke herabsegelnden Himmelsgott in einen räthselhaften Fremdling verwandelte, den in einem Schiffe ein Schwan zog.

Doch greifbar erscheint dieser Vogel erst im zwölften Jahrhundert in einer Weiterbildung der Sage bei den alten Franken an den Mündungen des Rheins und der Schelde, und zwar fixirt zunächst in französischen Gedichten, doch ohne Zweifel mit Aufnahme altgermanischer Sagen. Hier erscheint der Held im Glanze mittelalterlichen Ritterthums etwa um 1180 in einem altfranzösischen Gedichte: „Chevalier au cygne" betitelt. Man machte ihn zum Ahnherrn Gottfrieds v. Bouillon, des Helden des ersten Kreuzzugs. Hier kommt auch schon das Motiv von der Vermählung, nämlich mit der Herzogin v. Bouillon, vor; doch sind darin, wie der Germanist Golther einleuchtend nachweist, deutlich zwei, ursprünglich wohl selbständig für sich bestehende Märchen zu erkennen, nämlich das eigentliche Schwanenmärchen und die Sage von dem Schwanenritter, die ich in Kurzem hintereinander wiedergeben will. Das Schwanenmärchen lautet wie folgt:

Digitized by Google

„Einstmals traf der König Oriant v. Lillefort — d. i. eine ferne Meeresinsel — auf der Jagd bei einem Brunnen eine wunderschöne Jungfrau, Namens Beatrix, die er zu seiner Gemahlin erkor. Doch so sehr sie ihren Gatten mit ihrer Liebe beglückte, so gram war ihr die böse Mutter Oriants, Matabrune, und sann auf Verderben. Hierzu benutzte sie die Abwesenheit ihres Sohnes auf einer Heerfahrt und schob statt der sieben Kinder, die Beatrix geboren, junge Hunde unter. Die Kindlein aber, es waren sechs Knaben und ein Mädchen, und alle waren mit silbernen Kettlein am Halse auf die Welt gekommen, übergab sie einem Diener, sie im Walde umzubringen. Dieser aber empfand Mitleid mit ihnen und setzte sie aus. Ihr Gewimmer vernahm ein frommer Einsiedler, Namens Helias — der Name erinnert an den biblischen Elias —; er nahm sie mit in seine Klause und ließ sie von einer Rehgeiß säugen. So zog er sie auf und gab dem einen Knäblein, das er besonders liebte, seinen Namen. Als Oriant bei seiner Heimkehr die schwere Anklage gegen seine Gattin hörte, ließ er sie einkerkern. Matabrune erfuhr jedoch von einem Jäger, daß die Kinder noch lebten und sandte ihn in den Wald, sie zu tödten. Er traf aber nur sechs in der Klause, denn der Einsiedler war mit seinem Liebling ausgegangen. Zuerst zog er ihnen nun die silbernen Kettlein vom Halse, und sofort verwandelten sie sich in Schwäne und entflogen ihm. Erschrocken brachte er wenigstens seinen Raub Matabrunen. Diese übergab die sechs Silberketten einem Goldschmied, einen Becher daraus zu schmieden; doch er verarbeitete nur eine einzige und behielt die andern für sich. Aber Matabrune ruhte nicht, bis sie die gefangene Beatrix völlig verdürbe. Sie gewann einen falschen Zeugen, der sich erbot, seine Verleumdung gegen die Unschuldige im Gottesurtheil, d. h. im Zweikampf mit Jedermann, zu erhärten. Der König befahl, die Angeklagte auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen,

Digitized by Google

falls sich kein Kämpfer für sie stelle. Da betete Beatrix in ihrer Noth zum Himmel, ihr einen Retter zu senden. Gott erhörte ihr Flehen und ließ den Einsiedler durch einen Engel die Bedrängniß der Königin wissen. Sein Lieblingspflegesohn Helias war bereit, die Unschuld seiner Mutter zu vertheidigen. Schon harrte Alles in banger Erwartung auf den Ausgang des Gottesgerichts, da erschien der Jüngling Helias und erschlug mit einer Keule den Ankläger. Die teuflische Schwiegermutter ward verbrannt, und als auch der Goldschmied die silbernen Ketten wiederbrachte, wurden fünf Schwäne, die auf dem Weiher sich sehnsüchtig dem Gestade näherten, durch Helias in seine Geschwister verwandelt; einer aber mußte ein Schwan bleiben, weil sein Kettlein in einen Becher verarbeitet war. Dies war derselbe Schwan, der später Helias in einem Kahn zur Herzogin von Bouillon zog." —

Man erkennt in diesem Märchen, das die Jugendgeschichte des Schwanenritters enthält und in ähnlicher Gestalt in Grimms Kindermärchen vorkommt, bekannte und verwandte Motive von unschuldig verleumdeten Dulderinnen, wie Genovefa, und Gottesurtheilen, in denen ein heldenmüthiger Sohn die fälschlich angeklagte Mutter vertheidigt und erlöst, wie z. B. in dem Volksmärchen Hirlanda.

Die Fortsetzung dieses Märchens führt uns aber auf die eigentliche Schwanenrittersage, die also lautet:

„Eines Tages erblickte Helias einen Schwan auf dem Schloßweiher, der einen Kahn hinter sich herzog, und sah hierin ein Zeichen des Himmels. Sogleich nahm er Harnisch und Schild und bestieg das seltsame Fahrzeug. Beim Abschied überreichte ihm König Oriant ein Horn, das ihm in der Gefahr Hülfe bringen sollte. Nach langer abenteuerlicher Fahrt landete endlich die Wunderbarke in Nymwegen, wo gerade der Kaiser Otto I. Gericht hielt. Die Herzogin Clarissa von Bouillon

Digitized by Google

sollte sich nämlich wegen der schweren Anklage ihres Schwagers, des Grafen Renier von Sachsen — oder von Frankenburg? — verantworten, daß sie ihren Gemahl, seinen Bruder, vergiftet und während seiner dreijährigen Meerfahrt in ehebrecherischer Buhlschaft eine Tochter erzeugt habe; darum müsse das Land jetzt an ihn fallen.

Ein Gottesurtheil sollte entscheiden und die Herzogin sich einen Kämpen ihrer Unschuld erwählen. Als sich Clarissa und ihre Tochter in ihrer Noth nach Hülfe umsahen, vernahm man plötzlich vom Wasser her ein Horn blasen. Voll Verwunderung gewahrten alle das Schwanenschiff, worin Helias gewappnet stand. Gerade erzählte die Herzogin ihrer Tochter einen seltsamen Traum, den sie gehabt, — von einem Schwan, der über ihrem Haupt schwebte und das Feuer des Scheiterhaufens, zu dem sie verurtheilt war, auslöschte. Da nahte Helias, den Kaiser ehrerbietig grüßend und sich zum Kämpfer für die Herzogin erbietend. Nach einem heißen Gefechte schlug der Schwanenritter seinem überwundenen Gegner das Haupt ab. Da entsagte die befreite Herzogin zu Gunsten ihrer gleichnamigen Tochter der Herrschaft und vermählte sie mit Helias. Die Hochzeit ward mit allem Glanze in Nymwegen gefeiert, worauf das junge Paar nach Bouillon zog. Dort lebten sie in Glück und Freuden, und die junge Herzogin gebar ihm ein Töchterlein, das den Namen Ida erhielt. Nur eins quälte sie: ihr Gatte hatte ihr verboten, nach seiner Herkunft und seinem Namen zu fragen. Sechs Jahre lang hielt sie das Gebot, aber im siebenten that sie in einer Nacht die verbotene Frage. Am folgenden Tage zogen sie wieder nach Nymwegen zu Kaiser Otto. Dort nahm Helias unter Thränen von Weib und Kind, von Kaiser und Land Abschied, und so sehr man auch in ihn drang, zu bleiben, — er ließ sich nicht halten. Schon harrte auch seiner wieder der Schwanennachen, der ihn in seine Heimath zurückgeleitete; doch Niemand wußte, wohin."

(898)

Digitized by Google

Hier bricht am besten die Schwanenrittersage ab, die in manchen späteren Ueberarbeitungen noch durch allerlei ungeschickte Auswüchse verunstaltet worden ist. Aus den Söhnen der Herzogin sollen nachmals die Helden des ersten Kreuzzuges geworden sein: Gottfried von Bouillon und seine Brüder Baldwin und Eustachias.

Aus dem Schwanenmärchen haben wir ersehen, daß hier der Nimbus des Geheimnißvollen, der über der dunkeln Herkunft des Götterknaben liegt, gänzlich fehlt, indem es uns genau über die Abstammung des Helias berichtet. Bei der Verbindung dieses Schwanenmotivs mit dem ursprünglichen Göttermythus von Skeaf ist aber diese ganze Vorgeschichte fallen gelassen und so der reizvolle Schleier des Geheimnisses für unsere Sage gewonnen. Neu hinzugetretene Momente sind die Gerichtsscene und der Zweikampf. Es sind dies im Mittelalter sehr beliebte Romanmotive, die erst später in die Erzählung hineingetragen wurden. Dunkel bleibt allerdings der Verknüpfungspunkt des Göttermythus mit dem Schwanenmärchen. Im Göttermythus von Skeaf fehlt noch ganz der Schwan, der das Schiff zieht. In der von mir oben mitgetheilten friesischen Ueberlieferung der Sage fand sich ein schwacher Anhaltspunkt in dem schwanengleich in einer Wolke herabsegelnden Himmelsgotte Tiwaz; eine andere sehr einleuchtende Hypothese stellt der Germanist Golther auf, der das Bindeglied der beiden Sagenbestandtheile in folgender Fassung sucht:

Vermuthlich nahte sich der göttergleiche Fremdling in dem Schwanenrittermythus zuerst als sog. Schwanelbe, also in Schwanengestalt, dem geliebten Weibe, wie einst Jupiter der Leda, oder der Schwan ist ohne weiteres aus dem Märchen in die Sage herübergenommen worden.

Ein eigenartiger Zauber und Reiz liegt schon an und für sich in der geheimnißvollen Erscheinung des gottgesandten Ritters,

Digitized by Google

wie er in goldener Rüstung, einem himmlischen Wesen gleich, in seiner von einem schneeweißen Schwan gezogenen Wunderbarke plötzlich zum Erstaunen aller versammelten Zuschauer ans Meeresgestade gezogen kommt, die Unschuld einer falsch verklagten Fürstin zu vertheidigen. Dann das Gottesgericht und das mysteriöse Verbot an das geliebte Weib, nicht nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen, die aus verzeihlicher Neugier oder infolge böswillig eingestreuten Argwohns veranlaßte Verletzung des Gebots, sowie die trotz reumüthigen Jammerns der Gattin erfolgte Wegfahrt Lohengrins in demselben Schwanennachen in ein „Reich voll Glanz und Wonne," — das alles ist vom duftigsten Hauche wahrer und echter Poesie umkleidet, es ist schon an und für sich das reizvollste Gedicht. Kein Wunder, wenn die Dichter sich bald dieses dankbaren Stoffes bemächtigten. Wir wollen von den altfranzösischen Behandlungen des „Chevalier au cygne" absehen und uns nur den deutschen Bearbeitungen zuwenden.

Nach Deutschland kam die Schwanenrittersage in verschiedener Fassung, so in dem Gedichte Konrads von Würzburg (1260—70), das auf französischem Texte beruht, und in der sog. Lohengrin-Dichtung, einem Theile des mittelalterlichen Liedes von „Sängerkrieg auf der Wartburg", zu der Wolfram von Eschenbach am Schlusse seines „Parcival" die Anregung gab. Wolframs Quelle war wohl auch eine französische Vorlage, ein Auszug des Gedichts vom „Chevalier au cygne" worin dieser zu einem Nachkommen Parcivals gestempelt ward. Wir wollen uns zunächst mit dem Inhalt der Dichtung Konrads eingehender beschäftigen.

Auch hier handelt es sich um die schwere Bedrängniß der Herzogin von Bouillon, die nach dem Tode ihres Gatten von dessen Bruder, dem Sachsenherzog Renier, der gewaltsam ihr Land an sich reißen will, verklagt wird. König Karl hielt zu

Digitized by Google

Neumagen (d. h. Nymwegen) im Niederlande Gericht, vor dem auch die Herzogin — „von Brabant" titulirt sie der Dichter — mit ihrer Tochter erschien. Als die beiden Damen so jammernd vor des Kaisers Gerichtsstuhl standen, erblickte dieser auf einmal durch das Fenster auf dem Wasser einen weißen Schwan, der an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich zog, worin ein, in eine rosenrothe Decke gehüllter Ritter schlief, mit leuchtender Waffenrüstung, die neben ihm lag, und das Haupt auf sein Schild, wie auf ein Kissen gelegt. Sogleich forderte Kaiser Karl seine Mannen auf, mit ihm zum Gestade zu eilen, den seltsamen Ankömmling zu begrüßen. Als der Schwanennachen landete, erwachte der Ritter und ward vom Kaiser in allen Ehren empfangen und von seinen Leuten die Rüstung des fremden Gastes zur Burg getragen. Der Ritter aber wandte sich zu seinem geflügelten Piloten mit den freundlichen Worten: „Flieg' deinen Weg, lieber Schwan! Wann ich deiner wieder bedarf, will ich dir rufen!"

Darauf drehte der Wundervogel um und war bald mit seinem Nachen aller Augen entschwunden. Mit Staunen aber betrachteten Ritter und Frauen die herrliche Erscheinung des fremden Helden. Darnach nahm Kaiser Karl wieder seinen Sitz auf dem Gerichtsstuhl ein und setzte seinen Gast neben sich. Nun erhob die Herzogin von Brabant, die ihre minnigliche Tochter an der Hand führte, ihre Klage gegen den Sachsenherzog, der sie ihres Landes und ihrer Leute beraubt habe, obwohl ihr verstorbener Gatte Gottfried sie nach allem Rechte zur Erbin eingesetzt; nach Konrad von Würzburg hat sie davon die urkundlichen Beweise in der Hand. Allein der Herzog macht das salische Recht geltend, wonach *seine* Frau Regentin im Lande werden soll; da nun Gottfried keinen Sohn hinterlassen, sei *er* als Bruder der erbberechtigte Nachfolger, und wer ihm das Land streitig machen wolle, möge mit ihm darum kämpfen.

Digitized by Google

Dazu sind natürlich die beiden schwachen Frauen nicht fähig; sie berufen sich auf ihre verbrieften Rechte und appelliren an den Gerechtigkeitssinn des Kaisers. Dieser versprach den Schutzflehenden zunächst den Besitz ihres Landes, verwies dem Herzog seinen Gewaltakt und bedeutete ihm, seine Sache nicht durch Krieg, sondern durch Schiedsrichterspruch schlichten zu lassen. Da verlangte dieser eine Entscheidung durch Gottesgericht, die Herzogin erschrak; denn es lebte in ganz Niederland kein Kämpe, der an Größe und Stärke ihrem Gegner gewachsen schien. Auch der Kaiser ward traurig und redete dem Sachsenherzog zu, aber dieser bestand auf dem Zweikampf. Nicht minder große Bestürzung zeigte die ganze Umgebung. Trostlos ließ da die Herzogin ihre thränenfeuchten Augen nach einem Vertheidiger ihrer Sache umherschweifen. Weinend rief ihre Tochter aus: „Erbarme dich, allgütiger Gott! Ist denn Niemand zu finden, der unserer Noth beisteht? Hätte es doch mein Vater gar wohl verdient, da er Jerusalem eroberte und dort zum König gekrönt ward, daß die himmlischen Heerscharen seiner Gattin und Tochter zu Hülfe kämen!“

Das Jammern der Jungfrau trieb sogar manchem Ritter die Thränen in die Augen.

Da erhob sich der Schwanenritter zur Seite des Kaisers und redete die Fürstin folgendermaßen an:

„Werthe Herzogin! Ich bin in dieses Reich gesandt, Euer Land zu beschirmen und für Euer Recht zu kämpfen. Ich vertraue auf Gott, daß er mich meinen Gegner besiegen läßt und Euer Land befreit.“

Voll Dankbarkeit und Rührung küßten ihm die beiden Damen die Augenlider, aber der Sachsenherzog erhob sich grimmig und forderte den Schwanenritter, den er durch Zauber über die See geführt wähnte, zum Kampfe heraus. Der Vorwurf der Zauberei reizte den gottgesandten Ritter, und er bat

Digitized by Google

den Kaiser um ein starkes Roß. Viele der vorgeführten Pferde erwiesen sich zu schwach, bis er einen grauen Apfelschimmel seiner Stärke angemessen fand. Nun wappnete sich der Held, der einen Schwan als Wappen führte. Eingehend beschreibt der Dichter seine Ausrüstung und Gewandung, wie auch die seines Gegners, der an Gestalt und Roß den Schwanenritter überragte. Es entspinnt sich nun ein förmlicher Turnierkampf. Nachdem die beiden Ritter ihre Lanzen zersplittert, griffen sie zu den Schwertern. In hoher Spannung und mit Bangen schauten der Kaiser und seine Mannen zu. Hieb und Stich gingen hin und wieder, heiß brannte der Kampf, wie man keinen je gesehen. Schon schien der fremde Streiter vor dem grimmigen Sachsen in arger Noth, so daß es den Frauen um sein Leben bangte, schon setzte ihm der Gegner mit siegesgewissem Hohne zu, — da holte der Schwanenritter zu einem letzten kräftigen Hiebe aus, so daß des Feindes Haupt ins Gras rollte. Nun brach ein großer Jubel aus, womit man den Sieger beglückwünschte; die Herzogin aber war mit ihrer Tochter ihrem Retter zu Füßen gefallen. Darauf folgte die Vermählung des Schwanenritters und der Tochter und die erste Zeit ihrer glücklichen Ehe; nach Konrad gebar ihm die junge Herzogin zwei Söhne.

Doch findet sich hier, wie zu Anfang des Gedichtes eine Lücke. Ohne Zweifel stand darin das Verbot, nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen. Dies geht aus Folgendem klar hervor.

Auf die Vorwürfe seiner Gattin, daß die Dunkelheit seines Geschlechtes dem Ansehen seiner Söhne schade, und auf ihr wiederholtes Drängen wendet sich der Ritter traurig mit den Worten ab, daß er jetzt von Weib und Kind scheiden müsse. Mit thränenfeuchten Blicken nahm er gerührt von ihnen Abschied, und Niemand vermochte ihn mit Jammern und Bitten

Digitized by Google

zurückzuhalten. In derselben Rüstung und Gewandung, wie er gekommen, ging er zum Gestade, wo der Schwan mit dem Schifflein schon seiner harrte. Unter Segenswünschen stieg er hinein und fuhr unter dem Jammergeschrei seiner Gattin und seiner Kinder von dannen. Die Herzogin in ihrer Witwentrauer fand nur einigen Trost in der Erziehung ihrer beiden Kinder, von denen nachmals die vornehmen Geschlechter der Grafen von Geldern, Cleve und Rienecke abstammten, die alle den Schwan im Wappen führen.

Wir erfahren also über den Namen und die Herkunft unseres Ritters in diesem Gedichte nichts; es scheint auf eine Verherrlichung des Hauses Cleve abgesehen, deren Abstammung bis auf Gottfried von Bouillon hinaufgeführt wird.

Vollständiger erscheint in dieser Hinsicht die in dem Liede vom „Sängerkrieg auf der Wartburg" enthaltene Lohengrin-Dichtung, wo Name und Herkunft aus dem geheimnißvollen Wunderreich des Grals hinzukommt. Der Schöpfer dieser Aufklärung ist ohne Zweifel, wie bereits erwähnt, Wolfram von Eschenbach, in dessen Parcival am Schlusse dessen Sohn und Nachfolger „Loherangrin" durch eine Inschrift am Grale zum Vertheidiger der bedrängten Elsa von Brabant berufen wird. Doch enthalten diese Schlußverse des gewaltigen und sonst so ausführlichen und weitschweifigen Epos nur eine flüchtige Skizze, in der wir sehr wichtige und wesentliche Züge der Sage vermissen. Da ist keine Rede von einer Anklage der Fürstin von Brabant, von einem Gericht vor dem Kaiser, von einem Gottesurtheil. Auch erscheinen bei Wolfram nicht zwei Frauen, Mutter und Tochter, in Bedrängniß, sondern nur eine jugendliche Elsa, die, weil sie von einem ihr vom Himmel zugesandten Ritter schwärmt, alle übrigen Bewerbungen standhaft abweist. Vermuthlich folgte Wolfram einer altfranzösischen Quelle. Den Namen Lohengrin hat man auf den Helden eines französischen

Digitized by Google

Gedichtes: „Garin li Loherains“, d. h. Garin der Lothringer, zusammengezogen Lohengrin, zurückgeführt. Wolfram hatte eine besondere Vorliebe für seltsame Namen.

Fußt nun auch der Dichter auf einer altfranzösischen Ueberlieferung, so scheint doch das Moment der verbotenen Frage nach Namen und Herkunft des Ritters neu und eigenartig, und eine überaus glückliche Erfindung ist es, die Schwanritter-sage mit dem Mythus vom heiligen Grale zu verbinden. Dadurch erhält die Dichtung einen ebenso glanzvollen, wie ergreifenden Hintergrund.

Der Legende nach versteht man unter dem „Gral“ eine kostbare Vase oder Schüssel, die aus einem Edelstein gearbeitet war, welcher der Krone Lucifers entfiel, als er wegen seines Abfalls von Gott aus dem Himmel gestürzt ward. In dieser soll Josef von Arimathia, als der Lanzenknecht Longinus des Heilands Seite durchstach, das Blut Christi aufgefangen haben. Ja, zuvor hatte sich schon Jesus beim heiligen Abendmahl ihrer im Hause des Nikodemus bedient. Einer genuesischen Tradition gemäß soll ursprünglich die Königin von Saba dieses kostbare Gefäß dem König Salomo verehrt haben. Von diesem kam es an Herodes, dann an Nikodemus und schließlich an Josef von Arimathia. Diese Wundervase verlieh dem Josef von Arimathia, der von den Juden, weil er den Leichnam Christi vom Kreuze genommen, in den Kerker geworfen ward und vierzig Jahre darin schmachtete, die Kraft des Lebens und neue Stärke im Anschauen derselben. Der Kaiser Titus, angeregt von der heiligen Veronika, die bekanntlich ein Schweißtuch mit dem Abbild des Heilands besaß und vom christlichen Glauben erleuchtet, erschien mit einem Heere vor Jerusalem, zerstörte es, und sein Sohn Vespasian befreite Josef von Arimathia aus seinem Kerker, den er von himmlischer Klarheit erleuchtet fand. Josef taufte heimlich den Kaiser und trat mit seinem Gral, der ihn wunder-

Digitized by Google

bar erhielt, eine Pilgerreise an, auf der er besonders die Ungläubigen bekehrte.

Sein Nachfolger Alain sättigte einst mit einem einzigen Fische sich und seine ganze Schar von Gläubigen. Seit der Zeit führte er den Titel: „Der Fischerkönig" („Le roi pêcheur"), und es ist bedeutsam, daß in der christlichen Symbolik der Fisch Christus selbst vorstellt. Hat man doch die Buchstaben des griechischen Wortes „*ΙΧΘΥΣ*", also zusammengesetzt: *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱός Σωτὴρ*, d. h.: „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland." Vielleicht hatte man auch den fischenden Petrus und die Worte Christi im Sinne: „Ihr werdet Menschenfischer sein." Im Anklang hieran findet auch wohl Parcival in der Dichtung Wolframs den siechen Amfortas zuerst fischend am Weiher.

Die Etymologie des Wortes graal ist dunkel; Manche leiten es von den lateinischen Wörtern sanguis regalis, d. h. königliches Blut, Andere von gradale, was man fälschlich mit Schüssel übersetzt hat; denn ursprünglich bedeutet es einen Theil des kirchlichen Responsoriengesangs und dann das Buch selbst, das ihn enthielt. Erst spätere Gralromane gaben ihm die Deutung „Schüssel". Nachmals ward diese heilige Schüssel, weil sie das Blut des am Kreuze hängenden Heilands auffing, mit dem Abendmahlskelch selbst identifizirt. Wer nun diesen segen- und wunderspendenden Pokal anschaut, schöpft stets neue Kraft, und sei er auch noch so siech, ihm bleichen nicht das Haar und die Wangen, er altert nicht. Jeden Charfreitag bringt vom Himmel eine schneeweiße Taube eine Hostie, durch die sich die Wunderkraft des Grals erneuert. Aus der Gralsgemeinde, deren Herzen mit seliger Reinheit begnadet sind, entwickelt sich nachmals eine ritterliche Brüderschaft, die an die geistlichen Ritterorden zur Zeit der Kreuzzüge erinnert; an der Spitze des Heiligthums steht der Gralkönig.

Digitized by Google

Wie uns die Legende weitererzählt, kam einmal eine Zeit, wo sich die Gralshüter ihrer hohen Aufgabe nicht mehr gewachsen zeigten, und sich kein würdiger Nachfolger Alains mehr fand. Da sollen die Engel den Gral so lange schwebend in den Lüften gehalten haben, bis sie Titurel, den sagenhaften Sohn eines christlichen Königs von Anjou, zum Pfleger des Heiligthums ersahen. Dieser brachte das Kleinod, das ihm die Engel aus wunderbar schimmernden Wolken niedersenkten, nach Salvaterre in Biscaya und erbaute auf dem unnahbaren Berge Montsalvage eine prachtvolle Gralburg. Obwohl bereits 400 Jahre alt, vermählte sich hierauf Titurel und hütete den Gral.

Der Berg Montsalvage ragte inmitten eines dichten Waldes von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern, durch welchen Niemand ungerufen hindurchdringen konnte, in die azurblaue Luft, seine Fläche von Onyx ward glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond. Darauf zeigte sich eines Morgens wunderbarerweise von Gottes Hand der Grundriß nach dem Plan des Tempels in Jerusalem gezeichnet. Von rothem Gold und Edelsteinen (Türkisen, Amethysten u. a.), sowie von kostbaren Hölzern ward das Urbild aller irdischen Gralstempel erbaut. Zweiundsiebzig achteckige Chöre und Kapellen bildeten die Rotunde, und auf je zwei Kapellen ragte ein Thurm mit sechs dreifenstrigen Stockwerken empor, zu denen von außen sichtbare Spindeltreppen sich hinanwanden. Alle diese Thürme überragte ums doppelte ein gewaltiger Mittelthurm. Das Ganze ruhte auf ehernen Säulen, und den Plafond zierten Bildwerke von Gold und Perlen. Das Gewölbe leuchtete von blauem Saphir, darüber waren grüne Sammetdecken gebreitet. In schimmernden Diamanten und Topasen waren an der Decke die goldene Sonne und der silberne Mond nachgebildet, sowie das Heer der flimmernden Sterne, so daß man auch zur Nachtzeit den gestirnten Himmel über sich zu erblicken glaubte. Die

Digitized by Google

Fenster von Krystall, Beryllen und farbigen Edelsteinen flammten im Sonnenlicht wie im Regenbogenglanz, und an den Wänden waren goldene Lauben von Reben-, Lilien- und Rosengewinden, darinnen sich Vögel wiegten, die durch ein künstliches Orgelspiel wunderlieblich sangen. Der Estrich von wasserhellem Krystalle ahmte die Meerestiefe nach, in der alle Thiere und Pflanzen des Gewässers zu fluthen schienen. Die Thürme strahlten von Edelsteinen und Gold; die Dächer waren mit rothem Golde geblankt und mit blauem Schmelzwerk verziert. Jeder Thurm trug auf brennendem Rubinknopf ein krystallenes Kreuz, worauf ein rothgoldener Adler mit ausgebreiteten Schwingen schwebte. Von der Ferne meinte man, der Vogel kreise in freier Luft, da man das durchsichtige Kreuz nicht erkennen konnte. Den Knopf des Hauptthurmes bildete ein riesiger Karfunkel, der auch bei Nacht weithin leuchtete und den Gralsrittern zum Leitstern diente. Mitten unter dem Kuppelgewölbe war der ganze Bau noch einmal im Kleinen als Sakramentshäuschen dargestellt; hierin ward der Gral selbst aufbewahrt.

Drei Thore führten zum Tempel: von Morgen, Mittag und Mitternacht; das waren die Pforten des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Zwei Thore führten zum hohen Chor, genannt: „Unschuld und reines Leben", und die andern: „Reue und aufrichtige Buße"; sie bezeichneten den Doppelweg zum Himmel. Zehn große Balsamlichter versinnlichten die zehn Gebote; zwölf leuchtende Edelsteine symbolisirten die zwölf Tugenden oder Glaubenslehren.

In dreißig Jahren vollendeten die Baumeister mit Hülfe der Engel das Prachtwerk ohne Meißel und Hammer; denn sie fanden alle Steine geschnitten vor.

Bei dieser Schilderung wäre man versucht, an ein Märchengebilde aus 1001 Nacht zu denken und sollte nicht meinen,

Digitized by Google

etwas Aehnliches in Wirklichkeit darstellen zu können. Und doch versuchte die Künstlerhand, nach dieser Beschreibung des Dichters Albrecht v. Scharfenberg in seinem Gedichte: „Der jüngere Titurel" (um 1270) einen solchen Wunderbau auf Erden zu verwirklichen. Es ist die prächtige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag, welche der Kaiser Karl IV. nach diesem Modell zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien erbauen ließ. Auch bei der Sophienkirche in Konstantinopel und der durch König Ludwig I. von Bayern im Ritterstift zu Ettal bei Oberammergau im Rotundenstil erbauten Kirche soll das Modell des Graltempels vorgeschwebt haben, und so diente wohl auch bei Erbauung moderner Festspielhäuser, wie zu Baireuth und Worms das Bild des Graltempels als Modell.

Wie sich so die Phantasie gefiel, den Graltempel zu erhalten, so auch den Gral selbst. Bis in die neueste Zeit zeigten die Genueser einen Gral in einer dem Johannes dem Täufer geweihten Kapelle ihrer San Lorenzo-Kirche unter dem Namen: „il sacro catino", den sie 1101 bei der Einnahme von Cäsarea gefunden haben wollen; angeblich bestand diese Schüssel aus einem einzigen Smaragd; er erwies sich aber bei näherer Untersuchung als Glasfluß. Auch Konstantinopel wollte den echten Gral besitzen, ebenso Paris u. a. Orte.

Der Sage nach sollen ihn Engel bei der immer mehr zunehmenden Gottlosigkeit des Abendlandes mitsamt seinem Tempel tief in den Orient getragen haben, in das Wunderland des Priesters Johannes.

Man begreift leicht und fühlt es unwillkürlich, wie sehr die ganze Sage durch den Reiz der geheimnißvollen Abkunft des Ritters gewinnt und welcher leuchtende Hintergrund und welche entzückende Perspektive dem Hörer eröffnet werden, wenn sein geistiger Blick die Wunder des Grals erschaut. Wie mußte der gottgesandte Erretter noch in Elsas und aller Zuhörer

Digitized by Google

Augen gewinnen, wenn er, wie in R. Wagners Oper in einem von überirdischer Sphärenmusik begleiteten Recitativ seine Herkunft und Abstammung erzählt:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt;
Ein lichter Tempel stehet dort inmitten
So kostbar, wie auf Erden nichts bekannt:
Drin ein Gefäß von wunderthät'gem Segen
Wird dort als höchstes Heiligthum bewacht.
Es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen,
Herab von einer Engelschar gebracht;
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:
Es heißt der Gral, und selig-reinster Glaube
Ertheilt durch ihn sich seiner Ritterschaft.
Wer nun dem Gral zu dienen ist erkoren,
Den rüstet er mit überird'scher Macht;
An dem ist jedes Bösen Trug verloren,
Wenn ihn er sieht, weicht dem des Todes Nacht;
Selbst wer von ihm in ferne Land' entsendet,
Zum Streiter für der Tugend Recht ernannt,
Dem wird nicht seine heil'ge Kraft entwendet,
Bleibt als sein Ritter dort er unerkannt.
So hehrer Art doch ist des Grales Segen,
Enthüllt — muß er des Laien Auge flieh'n;
Des Ritters drum sollt Zweifel ihr nicht hegen,
Erkennt ihr ihn, dann muß er von euch zieh'n.
Nun hört, wie ich verbotner Frage lohne:
Vom Gral ward ich zu euch dahergesandt,
Mein Vater Parcival trägt seine Krone,
Sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt."

Einen solchen Gatten zu verlieren, muß für die zurückgelassene Unglückliche doppelt schmerzlich und vorwurfsvoll sein. Aber auch dem scheidenden Lohengrin geht beim Abschied ein Schwert durchs Herz. Wir fühlen hier die Nachklänge des alten Mythus, wie der nach wahrer und wirklicher Liebe sich sehnende Gott sich zum irdischen Weibe herabneigt, wie ihn aber die

Digitized by Google

Uebertretung des zur Wahrung seines göttlichen Geheimnisses gegebenen Gebotes um sein erhofftes Glück bringt und wie hier wiederum der rein menschliche Schmerz durchbricht.

„O Elsa, was hast du mir angethan? —
Als meine Augen dich zuerst ersahn,
Zu dir fühlt' ich in Liebe mich entbrannt,
Und schnell hatt' ich ein neues Glück erkannt:
Die hehre Macht, die Wunder meiner Art,
Die Kraft, die mein Geheimniß mir bewahrt, —
Wollt' ich dem Dienst des reinsten Herzens weihn:
Was rissest du nun mein Geheimniß ein?
Jetzt muß ich, ach, von dir geschieden sein!" —

Ehe wir jedoch näher auf die Wagnersche Oper eingehen, müssen wir noch ein paar Worte über die in das mittelalterliche Lied vom „Sängerkrieg auf der Wartburg" eingeschaltete Lohengrin-Dichtung sagen. Hier trägt nämlich Wolfram v. Eschenbach, von dem Zauberer Klingsor provozirt, die Geschichte Lohengrins vor.

Die Erzählung hebt mit der Noth Elsas von Brabant an, die an ihrem Rosenkranz ein Glöcklein trug, das sie läutete, wenn sie in Bedrängniß war. Diesen Klang vernahm man in König Artus Reich, der hier seltsamerweise als Gralshüter auftritt; Parcival als Lohengrins Vater spielt eine mehr untergeordnete Rolle. Zum Retter Elsas wird Lohengrin entsandt, doch zunächst die Veranlassung ihres Leidens geschildert. Nach ihrer Eltern Tode hatte sich Graf Telramund um ihre Hand beworben, ward aber als einfacher Lehensmann abgewiesen, obwohl ihm die Fürsorge für Elsa anvertraut worden war. Zornig verklagte sie nun dieser vor dem Kaiser wegen Eheversprechens, und die Jungfrau sollte zu ihrer Vertheidigung einen Kämpfer stellen, doch Niemand wagte den Kampf mit dem gewaltigen Telramund. Da ließ Elsa in ihrer Noth ihr Glöcklein erklingen. Der Ton schwoll gewaltig an

Digitized by Google

und ward im Gralsheiligthum vernommen. Eine Inschrift an der Tempelwand verkündete Elsas Bedrängniß und bezeichnete Lohengrin zum Kämpen. Schon wollte er sich wappnen und ein Roß besteigen, da kam ein wilder Schwan mit einem Schifflein die Fluthen dahergezogen. Lohengrin hielt dies für ein Zeichen des Himmels und bestieg die Wunderbarke. Er hatte jede Art von Proviant mit den Worten ausgeschlagen: „Der Herr, in dessen Diensten ich stehe, wird schon für mich sorgen!“

Fünf Tage lang trieb er so, ohne Nahrung, der Winde und der Wellen Spiel, auf der hohen See. Einmal fing der Schwan einen Fisch und schlang ihn hinunter. Als ihm Lohengrin Vorwürfe machte, daß er ihn vergesse, tauchte er unter und brachte ihm eine Hostie, die der Ritter mit seinem geflügelten Fährmann theilte. Hierauf sang ihm der dankbare Wundervogel eine entzückende Weise.

Endlich landete der Held in Antwerpen, wo Alles verwundert zum Strande lief, den seltsamen Ankömmling, der, auf seinem Schilde schlafend, im Schwanennachen ankam, zu begrüßen. Ja, er ward in feierlicher Prozession unter Glockenläuten und mit flatternden Fahnen wie ein göttliches Wunder in die Stadt geleitet. Auch Elsa hieß ihn willkommen, und er ergriff ihre Hand, indem er sich zu ihrem Beschützer erbot. Doch von dem Gottesurtheil ist vorläufig noch nicht die Rede. Es folgt nun eine weitläufige Beschreibung von Festlichkeiten, Versammlungen, Berathungen und Feierlichkeiten in der Kirche.

Endlich zieht man nach Mainz, wohin Kaiser Heinrich der Finkler einen Reichstag berufen hatte. Dort überwand Lohengrin seinen Gegner im regelrechten Turnierkampf, und der überwundene Telramund wird nach Eingeständniß seiner Lüge hingerichtet. Elsa wird hierauf dem heißgeliebten Gralsritter in Antwerpen angetraut und groß ist ihr Minneglück, worüber sich

Digitized by Google

der Dichter mit recht unverhüllter Sinnlichkeit gleich Wieland ausläßt, nur eins quält die junge Frau: ihr Gemahl hatte ihr verboten, nach seinem Namen und seiner Herkunft zu fragen; sonst müsse er sie verlassen.

Um den Gralsritter auch auf dem Schlachtfelde als Helden zu zeigen, läßt der Dichter ihn an Kämpfen gegen Ungarn und Sarazenen theilnehmen. Durch die Bekämpfung der Ungläubigen, gegen die bekanntlich Heinrich der Finkler nicht focht, sollte wohl Lohengrin noch ein besonderer Nimbus verliehen werden. Dazu kommt, daß dies Alles in unendlicher Breite geschildert wird.

In Köln säte die Herzogin von Cleve, deren Gemahl von Lohengrin im Turnier besiegt worden war, Mißtrauen in Elsas Herz bezüglich der ritterbürtigen Abkunft ihres Gatten. Nun quält Elsa Lohengrin, ihr seine Abstammung zu offenbaren, damit ihren Nachkommen kein Makel anklebe. Umsonst versucht ihr Gemahl sie zurückzuhalten und zu beschwichtigen. Da, als ihr Drängen immer ungestümer wird, versprach er ihr ernst, ihr Rede zu stehen. Zu dem Zwecke bat er den Kaiser und seine Umgebung, ihn wieder gen Antwerpen zu begleiten. Erstaunt willfahrte ihm dieser, und dort enthüllte Lohengrin dann seine Abkunft von Parcival und die Wunder des Grals im Reiche des Königs Artus. Weinend empfiehlt er Weib und Kind der Fürsorge des Kaisers, hinterläßt ihnen Ring, Horn und Schwert zum Andenken und besteigt den Schwanennachen, der inzwischen wieder genaht ist. Alles ist von tiefer Rührung ergriffen, und selbst „der Kaiser brüllte wie ein Rind", meldet sehr naiv das Lied.

Dann folgt noch als Anhang eine gereimte Kaisergeschichte bis Heinrich II.

Die Einmischung der intriguanten Hofdame von Cleve trug vielleicht zur lokalen Fixirung der Sage in Cleve bei. Dort nennt sich die Herzogin Beatrix und ihr gottgesandter Ritter

Digitized by Google

Helias. Noch gemahnt an die Begebenheit der Schwan im Schloßthurme zu Cleve.

Nach einem Ausläufer der Sage wird Lohengrin nach seiner Rückkehr zum heiligen Gral später noch einmal entsandt und zwar zur Fürstin Belaye (d. h. „Schön-Aja") von Lyzaborie (Luxemburg), deren Gemahl er wird. Diese weiß die verbotene Frage besser mit der Zunge zu hüten, ja sie liebt ihren Gatten so über alle Maßen, daß sie wie todt zu Boden fällt, wenn er sich einmal aus ihren Armen windet, auf die Jagd zu gehen. Da rieth ihr eine Kammerfrau, sich ihren Gatten durch Zauber zu bannen: sie müsse, wenn er, ermattet von der Jagd, im Schlummer liege, ein Stück Fleisch aus seinem Leibe schneiden und essen. Davor wandte sich jedoch Belaye schaudernd ab und schickte die Zofe weg. Da ging diese erbost zu Belayes Verwandten, die ihr den herrlichen Gemahl neideten, und log ihnen allerlei vor, um sie zu bereden, das Fleisch aus Lohengrins Leib zu schneiden. Als nun der Held einst, von der Jagd müde, schlummerte, däuchte ihm im Traum, über sich tausend gezückte Schwerter zu schauen. Erschrocken fuhr er auf und sah in der That ob seinem Haupte die Waffen der Verräther. Feige bebten sie zurück und er erschlug ihrer mehr als hundert. Doch sie ließen nicht ab und ruhten nicht, bis sie ihm am linken Arme eine schwere, unheilbare Wunde beigebracht hatten. Darnach reute sie ihre That und sie fielen ihm zu Füßen; doch es war zu spät: der Held starb. Die Leiber beider Gatten wurden einbalsamirt und in einem Sarg zusammengebettet; über der Gruft ward ein Kloster erbaut. Das Land Lyzaborie nannte sich jetzt Lotharingen. —

Es erübrigt mir nun noch, über Richard Wagners bahnbrechende Tonschöpfung „Lohengrin" ein paar Worte zu sprechen:

Liszt schrieb darüber begeistert seinem Freunde:

Digitized by Google

„Mit dem Lohengrin nimmt die alte Opernwelt ein Ende; der Geist schwebt über den Wassern, und es wird Licht!"

Und in der That findet sich hier bezüglich der Auffassung des gottgesandten Gralsritters und Elsas das Höchste und Idealste in Wort und Handlung verbunden mit einer fast überirdischen Sphärenmusik, wie es die Kunst aller Zeiten bis dahin noch nicht zum Ausdruck gebracht. Es überkommt Einem wie eine göttliche Offenbarung des Schönsten und Erhabensten, und verzückt wird der Geist emporgetragen in ein Lichtreich voll Glanz und Wonne.

Während seines Aufenthaltes in Paris (1842) beschäftigte sich der Meister mit dem wunderlichen Gedichte vom Sängerkrieg auf der Wartburg, worin die Lohengrin-Dichtung eingeschaltet ist. Doch zunächst war es die Gestalt Tannhäusers, die ihn fesselte. Darnach tauchte ihm auch der Gralsritter wieder und zwar in verklärter Beleuchtung auf. Er schied das Unwesentliche und Weitschweifige aus und rückte die Thatsachen auf einen Schauplatz, nämlich nach Antwerpen zusammen. Ebenso entlehnte er aus verwandten Sagen wirkungsvolle Motive, wie den bösen Rath der Zofe Belayens von Lyzaborie, ihrem Gemahl ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden zu lassen. Aus dieser Zofe und jener intriguanten Herzogin von Cleve, deren Gemahl von Lohengrin im Turniere besiegt worden, schuf der Meister seine dämonische Ortrud, die zugleich als Ausüberin höllischer Zauberkünste und Anhängerin des germanischen Heidenthums einen wirkungsvollen Kontrast zu dem gottgesandten Gralsritter und der christlichfrommen Elsa bildet. Auch aus dem Schwanenmärchen entlieh er anziehende Motive. Bekanntlich ist ja darin der Schwan der nicht wieder entzauberte Bruder des Helias, der ihn im Nachen zur Herzogin von Bouillon zieht. Daraus machte Wagner einen Bruder Elsas, den Ortrud verzaubert hatte, worauf sie die unschuldige

Digitized by Google

Schwester verklagte, ihn im Weiher ertränkt zu haben, in der Absicht, allein regieren zu können. Bekanntlich entzaubert ihn Lohengrin am Schlusse der Oper durch sein inbrünstiges Gebet, und statt des Schwans zieht nach des Komponisten eigener Erfindung die Gralstaube den gottgesandten Ritter heimwärts nach Montsalvage. Wie genial der Meister zu kombiniren verstand, geht auch aus dem dem Nibelungenlied entlehnten Rangstreit der beiden Fürstinnen beim Gang ins Münster hervor. Dabei nimmt auch Telramund die Gelegenheit wahr, Elsa in ihrem Vertrauen und Glauben ihrem Gatten gegenüber wankend zu machen und sie zu bestimmen, die Thüre des Brautgemachs zum nächtlichen Ueberfall offen zu lassen, scheinbar um ihm nur den Finger zu ritzen, in Wahrheit aber, um ihn zu tödten. Sie schwankt und sinkt dem warnenden Gatten weinend an die Brust. Nach Telramunds und Ortruds Vorgeben sollte das Ritzen des Fingers den Zweck haben, den Helden in seiner Menschlichkeit zu offenbaren, zu sehen, ob ihm rothes Blut entrieselе; die Geister nämlich hatten wässeriges Blut.

Ob Wagner, wie Muncker („Beil. d. Allgem. Augsburg. Zeitung 148, 1891") nachzuweisen versucht, in der dämonischen Eglantine in Webers Oper „Euryanthe" das Vorbild zu seiner teuflischen Ortrud gefunden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Unserer Meinung nach geht man in dem Aufstöbernwollen sog. Quellen und Vorlagen viel zu weit, und gewisse Aehnlichkeiten, wie z. B. Lohengrins Zweikampf mit Telramund mit dem Gottesurtheil in Marschners Oper: „Templer und Jüdin" beweisen noch keine direkte Entlehnung. Ebenso verhält es sich wohl auch mit der Parallele der Brautnachtscene zu einer verwandten Situation in Immermanns dramatischer Mythe: „Merlin". Dort ringt nämlich auch das Weib dem Manne, den sie liebt, sein Geheimniß ab und vernichtet so sein Glück, doch hat die sonst seelenlos kokettirende Niniane wenig Aehnlichkeit mit Elsa.

Digitized by Google

Alle diese Hinweise sind nicht imstande, der Originalität Wagners Abbruch zu thun, der in die eigentliche Gestaltung und Vertiefung der Sage die seiner genialen Wesenheit entsprechenden Züge und Auffassungen hineintrug, die Charaktere, Handlungen, sowie den ganzen technischen Aufbau des Dramas selbständig schuf. Seine Hauptidee war ohne Zweifel die, daß ein sterbliches Geschöpf die Offenbarung eines göttlichen Wesens nicht verträgt, wie Semele den geliebten Jupiter nicht, als er ihr in seiner ganzen olympischen Majestät erschien. Was Zeus bei Semele suchte und fand, war die ausgesprochene Sehnsucht und die Enthüllung des Wesens der Liebe. „Mag sich das Sehnen des Menschen noch so hoch über die Grenzen des Irdischen hinausschwingen, auch aus den höchsten Sphären kann er endlich doch nur wiederum das Reinmenschliche begehren; die Liebe verlangt nothwendig nach voller sinnlicher Wirklichkeit. Um Liebe zu finden, steigt der Göttlichgeartete zu dem menschlichen Weibe herab, unerkannt; denn er sucht nicht Bewunderung und Anbetung, sondern volle unmittelbare Liebe, die sich dem Geliebten in unbedingtem Glauben hingiebt; er will warm empfindender und warm empfundener Mensch sein. Doch der Glanz seiner höheren Natur verräth ihn; das Geheimniß seiner Göttlichkeit wird ihm entrissen; er muß erkennen, daß die Liebe, die er empfunden, auf Anbetung sich gründete, und kehrt, in seinem höchsten Sehnen unbefriedigt, in seine überirdische Einsamkeit zurück. Aber wie er, um wahrhaft geliebt zu werden, sich in den Schleier des Geheimnisses hüllen muß, so muß das Weib um ihrer Liebe willen den Schleier heben. Den Unbekannten kann sie bloß bewundern, nur wen sie in seinem vollen Wesen erkennt, den kann sie lieben. Nicht als neugierige Evastochter thut Elsa die Frage nach Lohengrins Namen und Art, sondern als ein Weib, das der höchsten Liebe theilhaftig werden will, sei es auch um den Preis des eignen Unterganges. Ihre

Digitized by Google

That, nach ihrem sittlichen Wesen tiefberechtigt, obgleich sie gegen ein äußeres Gesetz verstößt, wird somit zur tragischen Schuld. Elsa ist die tragische Heldin des Dramas; wie auch sonst mehrfach bei Wagner, ist das Weib die handelnde Hauptperson der Tragödie. Sie wird schließlich durch ihren Tod von Schuld und Qual erlöst; Lohengrin ist durch seine höhere Natur vor dem physischen Untergang geschützt, nicht aber vor dem seelischen Leid, daß ihm in seine Einsamkeit folgt. Er steht durchaus nicht etwa kalt erhaben den menschlichen Empfindungen gegenüber; diesem Irrthum vorzubeugen hat Wagner überall Sorge getragen und von der psychologischen Entwickelung des Gralsritters alles Uebernatürliche und Wunderbare entfernt. Dagegen wußte er das Wunderbare seines äußeren Erscheinens vortrefflich für den künstlerischen Aufbau der einzelnen Akte zu verwerthen. Ueberall tritt Lohengrin selbst erst im Augenblick der höchsten dramatischen Erregung ein; er ist es immer, nach dem alles sich sehnt, dem alles gespannt entgegenblickt."

Was aber noch weiter bewundernswerth ist in Wagners Lohengrin, das ist bei aller poetischen Auffassung und Verklärung seines Stoffes die geschichtliche Wahrheit und Treue, womit er mittelalterliche Zustände und Sitten charakteristisch darstellt. So entspricht die Vorführung des Gerichtstages, was Ort, Zeit und Art der Verhandlung anbetrifft, ganz genau einem altdeutschen sog. Ding. Solche Volksversammlungen fanden ja zu alten Zeiten meist unter freiem Himmel, in heiligen Hainen, auf Bergen, in Thälern, auf Wiesen und Auen und besonders gern in der Nähe von Gewässern statt, unter dem Schatten geweihter Linden und Buchen, aber namentlich gern bei mächtigen, alten Eichen, woher heute noch die Namen „Dreieichen, Siebeneichen" u. dergl. Ein viereckiger oder runder Raum war für den Richter und die Urtheiler abgesondert, und außen herum stand das Volk im sog. Umstand. Die Zeit war in der Regel Vormittag.

Digitized by Google

Dies alles stimmt mit der Scenerie bei Wagner: man denke sich eine Aue am Ufer der Schelde bei Antwerpen. Es handelte sich um einen sog. gebotenen oder außerordentlichen Gerichtstag, um den Heerbann aufzurufen. Der König selbst als oberster Gerichtsherr und Vertreter des Reichsrechts führt den Vorsitz, und die Stelle der Schöffen vertreten die sächsischen und thüringischen Großen, die des mittelalterlichen Frohnboten, der mit der Ladung und Handhabung der Ordnung betraut war, vertritt in unserem Drama der Hervorrufer mit dem Heroldsstab in der Hand.

Meisterhaft ist die kernige Ansprache des Königs, worin in knappen, treffenden Worten die ganze Vergangenheit des deutschen Reiches mit ihrer Ungarnnoth und die Verdienste Heinrichs I. als Städtegründer und Bildner eines Reiterheeres geschildert werden und zugleich des Komponisten eigene echt deutsche Gesinnung hervorleuchtet. So namentlich auch in den Worten des dritten Aktes:

„Wie fühl ich stolz mein Herz entbrannt,
Find ich in jedem deutschen Land
So kräftig reichen Heerverband!
Nun soll des deutschen Reiches Feind sich nahn,
Wir wollen tapfer ihn empfahn,
Aus seinem öden Ost daher
Soll er sich nimmer wagen mehr:
Für deutsches Land das deutsche Schwert!
So sei des deutschen Reiches Kraft bewährt!"

Ganz nach Recht und Brauch tritt nun in unser sog. Ding der Kläger vor, und die abwesende Verklagte wird vom Frohnboten vor Gericht geladen. Vortrefflich ist die Theilnahme des nach beiden Seiten bewegten Volkes gemalt. Da angesichts der harten Anklage einer so angesehenen Persönlichkeit, wie Telramunds, die Entscheidung schwer zu treffen ist, so legt der König das Urtheil in Gottes Hand, appellirt also an ein sog.

Digitized by Google

Gottesgericht, indem man annahm, die Gottheit selbst würde zum Siege der Unschuld eingreifen. Hier ist es die Form des Zweikampfes, bei dem die Frau sich einen Vertheidiger ihrer Unschuld stellen mußte. In der Traumvision freilich, sowie in dem Erscheinen des gottgesandten Ritters verläßt der Dichter den Boden der Wirklichkeit und betritt das Reich der Wunder. Dementsprechend tragen uns die vibrirenden Tonwellen bei der Ankunft des Schwanennachens in so wunderbar ergreifenden, fast überirdischen Sphärenklängen von dieser Erde weg in ein leuchtendes Reich des Himmels und der Engel. Wer könnte sich dem Zauber dieser in seligsüßem Schauer uns berauschenden Musik entziehen. Und wie wird uns bei den traulich-wehmüthigen Worten ums Herz, womit der strahlende Ritter seinen Schwan entläßt! —

Der Zweikampf, die Absteckung des Kampfgebietes, der fromme Anruf der Gottheit — alles das vollzieht sich genau im Geiste der Zeit, und eigentlich müssen auch nach dem siegreichen Ausfall des Duells Lohengrin und Elsa, wie es R. Wagner vorschreibt, triumphirend auf die Schilde gehoben werden. Auf größeren Bühnen, z. B. in Frankfurt a. M., habe ich es auch so gesehen.

Wenn nun weiter der Komponist dem Beilager einen kirchlichen Akt im Münster vorausgehen läßt, so entspricht dies allerdings nicht ganz der damaligen Zeit, wonach eine kirchliche Einsegnung noch nicht stattfand, wohl aber entspricht sie dem christlich-göttlichen Charakter des Helden im Gegensatz zur Heidin Ortrud.

In der nun folgenden Brautleite und Einsegnung des Paares durch den König als den natürlichen Stellvertreter des Vormunds, bewegt sich der Tondichter ganz im Geiste damaliger Zeit. Nicht minder in der Darstellung, wie der verfehmte Telramund im Schutze der Kirche eine sogen. Urtheilsschelte,

Digitized by Google

d. h. eine Umstoßung des Gottesgerichts verlangte auf Grund eines begangenen Formfehlers, da man seinen Gegner nicht geprüft, ob er adelig und ebenbürtig sei. Nur die Heiligkeit des ganzen Wesens im Lohengrin kann den Protest, der auf Alle verwirrend wirkt, zu Boden schlagen.

Doch dies möge genügen zu zeigen, wie treu im Geiste der Zeit der große Komponist sein Drama schuf. Wie sehr er es aber verstand, den Worten und Empfindungen seiner Helden den treffendsten Ausdruck zu verleihen, das vermögen natürlich empfängliche Gemüther, wohl unbewußt und räthselhaft sich die Erklärung schuldig bleibend, zu empfinden, aber so recht würdigen und deuten kann es nur der geborene Musiker. Wen aber, ob Laien oder Musikverständigen, hätte es nicht gleichermaßen entzückt und überwältigend berauscht beim Vernehmen der vertrauensseligen Worte Elsas der dämonischen Ortrud gegenüber:

„Du Aermste kannst wohl nie ermessen,
Wie zweifellos mein Herze liebt!
Du hast wohl nie das Glück besessen,
Das sich uns nur durch Glauben giebt!
Kehr bei mir ein, laß mich dich lehren,
Wie süß die Wonne reinster Treu!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es giebt ein Glück, es giebt ein Glück, das ohne Reu!"

Und wessen Auge schaute nicht im Geiste den Himmel offen, wenn Lohengrin zum Schlusse in jenem unvergleichlichen Recitativ die Wunder des Grals enthüllt?! Uns ist, als stiege der Wunderbau des Graltempels hernieder, als senkte sich der Himmel zur Erde. Ja, wenn Schiller seinen Mortimer von den sinnberauschenden Kultformen der katholischen Kirche sagen läßt: „Nicht von dieser Welt sind diese Formen", so möchte ich von dieser Musik entzückt und begeistert ausrufen: „Nicht von dieser Welt sind diese Töne!" —

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Märchen und Sagen

der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Geheftet Mk. 5.—

— Werthvoller Beitrag zur Volkskunde der Armenier.
(Deutsche Geographische Blätter.)

Das schöne Werk wird sicher bei allen Volksforschern liebevolle Aufnahme finden.
(Bukowinaer Rundschau.)

Das Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft.
(Central-Organ f. d. Interr. d. Realschulw.)

W.'s Werk ist von größtem Interesse für die vergleichende Märchen und Sagenforschung.
(Liter. Centralblatt.)

Nicht nur der Sagenforscher wird die Sammlung schätzen; jedem Freunde naturwüchsigen Volksthums sei sie dringend empfohlen.
(Der Bär.)

Mit vollem Recht kann der Verfasser von seinem Buche hoffen daß es zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit einen Stein beitragen möge.
(Zeitschr. der Ges. für Erdkunde.)

W. ist zweifellos der fleißigste Forscher auf dem Gebiete der ungarländischen Volkskunde.
(Korrespondenzblatt Hermannstadt.)

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung"** u. a. folgendes über das Werk „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer so viel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen **als eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. Dr. Schwicker widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung"** (München eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken. das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Dreizehnte Serie.
(Heft 289–312 umfassend.)

Heft 312.

Die Lohengrinsage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

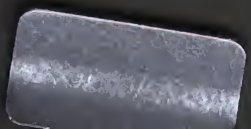
Professor Dr. J. Nover
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1899.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908



UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
830.17 L831n
Nover, Jakob, 1845-
Die Lohengrinsage und ihre poetische ges
3 1951 002 462 660 H
WILSON
ANNEX

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
830.17 L831n
Nover, Jakob, 1845-
Die Lohengrinsage und ihre poetische ges
3 1951 002 462 660 H

WILSON
ANNEX

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
830.17 L831n
Nover, Jakob, 1845-
Die Lohengrinsage und ihre poetische ges
3 1951 002 462 660 H

WILSON
ANNEX

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
830.17 L831n
Nover, Jakob, 1845-
Die Lohengrinsage und ihre poetische ges
3 1951 002 462 660 H
WILSON
ANNEX